

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

75 (30.3.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Die Macht der Reklame

Sumoreste von B. Günkel

Mr. Gurt war ein echter Selbstmademann; er war vor drei Jahren nach Amerika gekommen, hatte wirklich als Geschäftsmann begonnen und fast in der vorgeschriebenen Reihenfolge die sonstigen Stadien des Aufstieges passiert: Haus- und Hausvermieter, Wunderebner, Rummelplatz-Unternehmer, „Maffler“, Schon als Rummelplatz-Unternehmer hatte er die große, zwingende Macht der Reklame in Wort und Schrift erkannt und sich ihrer mit Erfolge bedient.

Er hatte für seine Schaubuden in der kleinen Vorstadtzeitung Newports sehr wichtige Inserate erscheinen lassen, worüber sich die kleinen Leute des Bezirks lachend unterhielten; ein paar kleine Trips dazu — er war erstaunt, wie freundlich nicht die Leute das aufnahmen — und er war populär. Als er sein kleines Maffler-Büro gründete, pflegte er zu sagen: „Mit Reklame kann man selbst noch in diesem so blödsinnig abgetriebenen Beruf was werden.“ Er war es denn auch, der bei den telefonischen Anrufen immer erst zurückfragte:

„Mit welcher unserer Abteilung wollen Sie verbunden werden?“ „Direktion? Gut, einen Augenblick.“

Und dann: „Hier Direktion, Mr. Gurt selbst am Apparat.“ Das letztere natürlich mit etwas verstellter Stimme.

Durch Zufall bekam er eines Tages ein großes Objekt: eine Hotelverpachtung. Dem feinsten Verpächter gefiel der junge, eifrige, gewandte Geschäftsmann mit seinen Reklameideen. Möglich machte er: „Nehmen Sie doch das Hotel in Pacht! Sie haben kein Geld? Dann zahlen Sie mir die Pacht, wenns Geschäft geht.“ Sie wurden handelseinig und so war Mr. Gurt der Mann, der alles konnte, Hotelier in einem guten Stadtteil Newports.

Aber... gerade ihm mußte es passieren, was jetzt erzählt wird. Sah da eines Tages ein Gast im Restaurant des Hotels, der Äußerer als — Äußerer, eine gepflegte Spezialität Mr. Gurts. Der Gast ließ sich sehr behaglich, plötzlich kostete ihm die Raumustein, er führte seine Hand zum Munde, spuckte eine große Perle aus, die er gleich unauffällig in seiner Tasche verschwinden ließ. Nicht so unauffällig, das nicht der Oberkellner den Vorkang beobachtet hätte. Der wußte, was es zu bedeuten hat, wenn ein Gast beim Äußern plötzlich etwas in die Hand steckt und reich in die Tasche steckt — verschwinden läßt. Schnell holte er den Chef.

Mr. Gurt hat den Gast höflich: „Sie haben ja eben eine Perle in einer Kiste gefunden. Gewiß wollen Sie den Fund nicht für sich behalten. Als Inhaber des Hotels gehört der Fund unbedingt mir.“ Der Gast ließ ein gereiztes, beleidigtes Gelächter los: „So sehen Sie aus! Mir gehört die Perle, weil ich die Kiste von Ihnen gekauft habe.“ Man geriet erregt aneinander. Schließlich mußte Mr. Gurt den Gast auf Herausgabe der Perle verlassen. Aber der Richter sprach die Perle, die der Sachverständige auf 1200 Dollars schätzte, dem Geite zu. Während von Mr. Gurt ab...

Fast Tage später war ein Kellner aus einem anderen Staat Gast des Mr. Gurt. Der Gast schürfte sehr behaglich und nichts Böses ahnend Äußern. Möglich weiteten sich seine Augen und seine Raumustein waren wie vom Starckampf füllte. Aber auch dem Ober meinten sich die Augen beträchtlich. Der Gast verlor sich langsam auszuheben; und so bekauerten sich Gesicht und Ober eine ganze Zeitlang. Erst als der Ober sich eine Sekunde umdrehte, führte der Gast die Hand zum Munde. Aber wie der Blick war der Ober bei ihm, in dem Schreck entfiel die Perle der Hand des Gastes und rollte, ein kleines weißes Wunder, über den Boden hin. Alle Gäste des gut beleuchteten Raumes wurden aufmerksam. Wieder erschien Mr. Gurt beträchtlich rot im Gesicht. Wieder unter gespannter Anteilnahme der Gäste entspann sich ein Wortwechsel. Mr. Gurt sagte: „Erst vor acht Tagen hat ein Gast eine Perle bei mir gefunden. Wert 1200 Dollars! Aber ich werde mit den besten Anwalt nehmen! Sie müssen die Perle herausgeben.“

Es bildeten sich Gruppen um Gast und Wirt, die beide den Sachverhalt schilderten. Mr. Gurt außerdem noch die Geschichte des ersten Fundes. Reporter kamen dazu, die die beiden auch aufs Geratewohl begleiteten. Mr. Gurt verlor auch diesen Streit. Die Zeitungen berichteten kurz über die merkwürdigen Verhältnisse.

Nach vier Tagen erlebte ein Mann aus Florida, daß ihm bei der letzten Äußerung er den Fund nicht erst, sondern zeigte ihn strahlend nicht nur dem höchsten Richter, sondern auch allen Gästen, die die schöne große Perle erregt und neidlich anstarrten. Mr. Gurt machte diesmal nicht. Die Zeitungen brachten jetzt die

Sache auf der ersten Seite, breit aufgemacht: hier und da hieß die Überschrift: Das Perlen-Außern-Hotel! Mr. Gurts Bild erschien. Eine Zeitung stellte durch ihre Reporter fest, daß die Kunde nicht sehr zufällig ist; die Äußerer, aus der der Händler Mr. Gurts keine Ware besahe, sei nämlich für gelegentlichen überreichenden Verleumdung bekannt. Man könne also noch mit Wiederholungen der Verleumdungen rechnen. — Ichre die Zeitung.

Mr. Gurt schien gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Er benutzte sogar das von den Zeitungen gelieferte Wort „Hotel zur Verleumdung“ in seiner Reklame. Er nannte seinen Betrieb so. Er kannte seine Amerikaner gut genug, um zu wissen, selbst wenn jetzt jahrelang der Segen ausblühte, würde das Hotel doch immer berühmt sein und Zusätze haben.

Mr. Gurt täuschte sich nicht. Sein Hotel florierete wirklich prächtig. Und dadurch, daß Äußern oberste Spezialität blieben, hob sich auch sonst das Hotel im Grad der Vornehmheit bedeutend...

In dem von ihm selbst geführten Journal oder verbotene er unter „Reklameideen“: „Donator für drei ermerzbare Schauspieler, Ansehen für zwei Klagen, Leibpreis einer Perle...“ Und zu seinem Freund, dem Journalisten, sagte er, als er ihm die Perle zurückgab: „Das Tollste, was ich je an Schauspielern sah — wie diese drei kleine Leute spielten, die Äußerer eben: Toll, wie sie den Ober hineinleiten, vor dem Richter mit mir herumhumpeln...! Ich sage Dir: Reklame ist heute das A und O. Natürlich muß man sich gehörig darauf verstehen.“

„Lichter der Großstadt“

Chaplin-Premiere in Berlin!

Rings um die Gedächtnisstraße sind die Straßen mit Autos verstopft. Polizeiforbons halten die Zugänge zum „Majalakt am Zoo“ gegen die nachdrängenden Massen frei. An den Ecken haben Dändler noch in letzter Minute einen Platz für die Festonstellung zu verkaufen — allerdings für den dreifachen Preis. Trinken: ein buntes, wogendes Bild. Smoking und Delfollet neben grauem Anzug und Straßenmantel, Prominens von Film, Theater, Schiffstumm neben den tausenden Unbekannten, Finanz und große Gesellschaft neben dem kleinen Verkäufer, der seine letzten Groschen zusammengekratzt hat, um als erstes dabei sein zu können. Charlie ist nicht das Privileg einer Klasse, Charlie gehört ihnen allen, und seine Genus — über drei Jahre — haben sie auf diesen Film gewartet. Das Hauptgastspiel spielt Richard Strauss' „Zill Culenpietage“ möge es sein, die Parallelen zwischen Eulenpiegel und Charlie festzustellen. Und dann fängt es an.

Denkmalsweibe. Die Statuen „Wohlfahrt und Frieden“ werden feierlich enthüllt. Als die Zeltbahn fällt, wird, zu Füßen der Götinnen schreitend, gleichfalls enthüllt: Charlie. Er entwirrt, schlingt durch die Straßen. An einer Ecke steht ein Blumenmädchen. Wie ein großer Strahl fahrt er ihr etwas ab — da sieht er, daß sie blind ist. Im selben Moment fährt neben ihm ein Auto ab, das Charlie im Moment für einen eben so betrunkenen wie es zentrierten Millionär, der gerade ins Wasser bringen will. Da Charlie ihn davor bewahrt, werden sie Freunde — allerdings immer nur am Abend. Tags über ist der Millionär nüchtern, d. h. er ignoriert Charlie wie einen Hund vor die Tür und nimmt ihm alles, was er ihm abends abgeben hat. Nur einmal gelang es Charlie, im Auto das Blumenmädchen zu bejagen, und so das Mädchen zum reichen Verbehrer weiterzugeben. Aber da er dem Mädchen wirklich helfen will, geht er auf Arbeit — wird Straßenreiner, Preisverbehrer, alles ohne Erlöse. Endlich bekommt er tausend Dollar geschenkt — da heißt es, er hätte geahndet. Das Geld kann er dem Mädchen noch geben und ihm die rettende Augenoperation ermöglichen — dann wird er eingeweiht. Als er aus dem Gefängnis herauskommt, findet er das Mädchen nicht mehr. Ratlos geht er weiter, von Gassenjungen verhöhnt, da sieht er sie in einem Blumenmädchen als Verkäuferin. Er bleibt stehen und schaut sie unentwegt an. Das Mädchen lacht über das zerfallene, zerrißene Mädchen, denn es wartet immer noch auf den reichen Verbehrer, der doch einmal wiederkommen muß, um sie zu holen, nachdem sie durch seine Hilfe lebend amorden ist. Die beiden sehen sich an, Charlie lächelt und alles tut sich auf in diesem Mädelchen: die schmerzliche Sehnsucht nach Glück — ein Mensch hat sich aufgeben in diesem Mädelchen. Und während sie sich anschauen, läßt das Mädchen seine Hand, die sie als Blinde ertastet, und sie erkennt, daß dieser lumb-

nige Bagabund ihr reicher Gönner ist, der sie ins große Leben holen sollte, und Charlie lächelt...

Dieser Schluß ist die stärkste Szene des Films. Hier ist Charlie ganz groß, erschütternd, ein wunderbarer Menschengefühl. Sonst ist mit der Wiedergabe des mitunter rührseligen Inhalts wenig getan. Rührselig wird er, wenn Charlie nicht da ist — und das verleiht gottliebend sein. In diesen Momenten merkt man auch, daß der Film dialoglos ist. Der Tonfilm wird gleich in der ersten Szene mit verzerrten Reden sehr nett parodiert. Steht Charlie auf der Leinwand, dann ist das Bild ausgefüllt und kein Raum für das Wort — von Potsdam bis Hanglong versteht man dies Mädelchen und dies Mädelchen, steht er auf der Leinwand, dann ist das Haus voller Lachen oder Nachdenklichkeit.

Bei der Denkmalsweibe wird die Nationalhymne geungen. Mitten in seiner Flucht, die Hölle an einer Statue aufsteigt und den Kopf nach unten, hält Charlie still und... sieht den Fuß. — Als er den Millionär rettet, fällt ihm der Stein auf den Fuß, mit dem jener sich ertränken wollte, und er purzelt ins Wasser.

Der Millionär überläßt ihm in ein Tanolaf. Während sie Maffaroni essen, werden Papierzigaretten geworfen. Ein fällt in Charlies Keller, Charlie hält auch sie für Maffaroni, ist sie, angestarrt, als sie laut Erde nimmt. Auf einer Gesellschaft gibt es Scherzartikel, Trambeten und Pfeifen. Charlie wird angehoben und verschluckt eine Pfeife. Gerade trägt jemand ein Lied vor, als Charlie den Schlußauftritt bekommt — sein Bauch hängt an zu schiefen. Er windet sich vor Verlegenheit, gibt mit Händen und Füßen Zeichen, daß er nichts dafür kann — es amüsiert weiter in ihm.

Man muß solche Situationen von den rein grotesken Momenten, etwa dem wüsten Boxkampf, einer kuriose Autofahrt u. a. unterscheiden. Grotesk sind andere auch. Aber diese Bergung von Hebeln und geschundener Seele, diese tragikomische Verflechtung von ewig autem Willen und ebenbürtig Besch in einmalig in ihrer Gestaltung — und allgemeingültig in ihrer Tendenz. Die Armen der Welt, die überall angeden und gestochen werden, stehen zu Charlie, und sie können Großes von ihm lernen: wenn man im Dreck liegt, sich würdevoll zu erheben, Gut und Sittliches zu nehmen, den Kopf mit zwei Fingern abzuwaschen — und weiterzugehen, als ob nichts passiert wäre.

„Eine romantische Pantomime“ nennt Chaplin seine „Lichter der Großstadt“ und er als einziger kann es sich heute noch leisten, romantische Pantomimen in die Welt zu setzen. Gerade so, wie es sich nicht wiederholen wird, das einer Hauptdarsteller und zugleich sein Autor, Regisseur und Komponist ist. Das Phänomen Charlie wird genau so wenig Jünger haben, wie es Vorbilder hatte — es ist in den Entwicklungsgang nicht einzutreten. Kom Gründe genommen ist keine Pantomime im tiefsten Sinne „Romantisch“, in jenem Sinne, in dem es die Deutschen Schlegel, Tieck, Hoffmann waren: dem der Selbstironie. Das was sie schufen, glauben sie auch zu hören zu dürfen. Bei Chaplin keine Stimmung im Zuschauer erzeugt: etwa wenn er am Fenster steht und das blinde Mädchen bantzieren sieht, so kommt gleich der Wiederbesuch nach: es fällt ihm ein Blumenmädchen auf den Kopf. Er sieht das hässliche im Ernten, und deshalb kommt er ihm zuvor, indem er es... an den Franzosen stellt. Wieviel Menschen fällt in gleicher Situation ein „Stummenspieler“ auf den Kopf und sie merken es nicht — so dachselig sind sie.

Allerlei

Neues über Kapjar Hauier. Durch die Presse geht die Mitteilung, daß es dem Literaturhistoriker Prof. Eduard Engel nach langwierigen literaturhistorischen Studien gelungen sei, nimmend endgültig den Schleier von dem Geheimnis um Kapjar Hauier zu lüften. Diese Mitteilung kommt sehr überraschend, das man an der Gabe dieser Mitteilung zweifeln kann, umso mehr, als Ja To Bofferman wiederholt erklärt hat, daß die aufkündenden Dokumente über den Fall Kapjar Hauier erst dann veröffentlicht werden könnten, wenn ihr Verfasser, ein namhafter österreichischer Aristokrat, in dessen Besitz sich die Dokumente befinden sollen, seine Augen für immer geschlossen hat. Aus den vorliegenden Veröffentlichungen über die Feststellungen Engels geht hervor, daß Engel für seine Entdeckungen die volle persönliche und wissenschaftliche Verantwortung übernehme. Engel sollen alle authentischen Unterlagen und Dokumente über das Schicksal Kapjar Hauiers zugänglich gewesen sein und auf diese Unterlagen gestützt, will er in Kürze ein Standardwerk über Kapjar Hauier herausgeben, das jedoch beendet worden ist. Auf jeden Fall wird dadurch die umfangreiche Literatur über den Fall Hauier um einen weiteren Beitrag reicher.

Die goldene Galeere

Ein Roman aus der Filmindustrie

Von Fritz Rosenfeld.

Copyright 1930 by E. Laubische Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W. 30.

62 (Nachdruck verboten)

Aus der überdühten Atmosphäre des politischen Kampfes hohlen die Menschen in den weißen Altären. Dort war es behaglicher, als in den Wohnverhältnissen, dort strahlte die Not des Tages einem nicht so grell entgegen, dort war Vergessenheit, Traum, Ueberwindung des Daseins; dort war alles, was man ersehnte, erkämpfte, und drücken, zwischen den Steinquadern der Stadt und vor den eisernen Rädern der Maschinen ins errang. So wunderbar fern war man dort von allem Dunklen und Mädeligen. Stiller, heiterer war es vor diesen Altären. Gemächliche Zeiten spiegelten sich in ihnen. Das Herz konnte sich wieder mit Träumen erfüllen, die Sehnsucht, die ins Grenzenlose schweifte, bekam Richtung und Ziel.

Richtung ins Gestrern. Das Gestrern als Ziel.

Und so gingen die Menschen zur Urne.

Sie loben einen armen, armen Kaiser, der die Schutzhüter liebt, aber nicht heiraten durfte; sie loben einen milden und gültigen Fürsten, der unfreier und unglücklicher war als der geringste seiner Untertanen. Und gingen zur Urne.

Sie loben elegante Offiziere bei Mädelern und im Kasino, John Volters, strahlend und lächelnd, Hermann Lüders, den Arm voll Blumen, wie Luttia war doch diese Zeit, das Soldatentleben; ach, daß es wiederläme! Und gingen zur Urne.

Sie loben den weißen Freisenkönig, menschenfreundlich trotz seiner tauben Schale, erhaben und groß, obgleich er wie ein widerliches Fiesel durch die Prunträume von Potsdam schlich; sie loben ihn als Meister der Staatskunst und als großen Feldherren ein mächtiges Reich schrieben, alle Feinde niederwerfen und sein Volk ins Paradies führen. Und gingen zur Urne.

Sie loben Grafen, die Mädelchen heirateten, arme Teufel, die ihren Weg machten, Bankdirektoren wurden, schöne Frauen heirateten, Autos, Willen, unerhörliche Scheckkontos besaßen. Und gingen zur Urne.

Sie loben eine Welt, die nicht mehr verbessert werden konnte. In der das Gericht immer gerecht war, die Tugend immer belohnt, das Laster immer bestraft wurde, vorwärts kam, wer fleißig raderte,

erhoben wurde, wer bescheiden blieb und fromm diente, erniedrigt und verschmähert wurde, wer eigenwillig und aufdringlich dachte. Wenn diese Welt erhalten wurde, mußte der Himmel auf Erden kommen. Und sie gingen zur Urne.

Saben es, glaubten es, mußten es glauben, denn es himmelte dort oben schwarz auf weiß, unabweisbar, lebendig, wahr. Und gingen zur Urne.

In tausend Rinos warben Wochen hindurch, Abend um Abend, die rasenden Bilderfluchten — ob, sie hatten nichts mit Politik zu tun, sie waren reine, hehre, ewige Kunst — warben für die, die die Welt beherrschten und weiter beherrschten wollten.

Ableits, in kleinen Sälen, im Dorf draußen, vor wandernden Apparaten, wurde eine andre Welt auseit. Die Welt, wie sie war: der Kampf gegen Not, gegen Armut und Gewalt. Arm war diese Flamme des Jorns, gering waren diese Filme an Zahl neben den Millionen Kilometer lügenden Filmbandes, die durch die Projektoren der Kinoscheiter liefen. Hinter diesen armen und kleinen Filmen stand nicht das Geld der Stahlmagnaten und Kanonenfabrikanten, der Grundbesitzer und Schiffsherren, hinter ihnen stand nur der Kampfzettel einer Klasse, die nun auch mit der tauchend-süngigen, flammen Sprache der atemlos jagenden Bilder hinaus-schrie, wofür sie rana. Ob, sie hatte keine Sprechapparat, sie war weit zurück in der Zeit, aber in dem kleinen Orchester, das ihre kleinen Filme begleitete, brachen Melodien auf, die die Säle zum Meer machen, die die Herzen entsachten und die Kehlen mitzischen zu tauchend-süngigen Gesangs.

In wenigen, kleinen Sälen, beim Klang der Arbeiterorchester, nur von Begeisterung umrandet, die Wahrheit.

In lauten Lichterfüllen Palästen beim Klang bahrender Worte, bei den Futwellen der niederbrechenden Musik unsichtbarer Kiesen-orchester die — Unterhaltung.

Sie war besser.

In den Palästen fiel kein politisches Wort. Es war unwichtig, Ziel sein Wort über die Wahl. Es hätte nur geschadet. Dort ward man geschickter, dort ward man so nicht nur gestern und heute.

Dort ward man immer.

Einer entzog sich dieser tausendfach aufgewühlten Lage, rettete aus dem allgemeinen Kampf sich auf die kleine Insel seiner eigenen Erfindung, die nicht weniger umstritten war: Mandelberg.

Edrid hatte ihn in den Vorarbeiten zu einem neuen Film verlassen. Die Verträge waren geschlossen, das Manuskript, das Buch bereit. Der Film mußte abgedreht werden. Sein neuer Regisseur — er hatte wieder einen neuen, er wechselte sie von Film

zu Film, nie wieder beherrschte das Glück ihm einen Wandermann — brachte ein kleines Mädel, mit frecher Susanna, eine Dorettenstatistin und angeblich ein großes Talent. Sie brach in die Mandelberg-W.G. ein wie ein Eroberer mit seinen Soldaten in friedliches, ahnungsloses Gebiet einbricht. In wenigen Tagen stand das Büro auf dem Kopf. Der alte Dramaturg, seiner Arbeit müde, des Kampfes müde, rannte nach ihrer Waise, den Regisseur hatte sie vollständig in der Nacht und Mandelberg leistete nicht lange Widerstand.

Sie spielte in dem neuen Film eine junge Aristokratin, sie kam in dem Reichtum, das sie in der Rolle trug, ins Büro, die Gerle in der Hand, schlug auf den Tisch, kommandierte, ein Nichts, eine Finesse, die man mit einer Sandbewegung hätte wegschleichen können — wenn die Kraft dazu bereit hätte.

Mandelbergs Kraft reichte nicht mehr. Endlose Nächte mußte er mit seinen Geschäftspartnern konferieren, dühende stehende Briefe gingen an seine Vertragsfirmen ins Ausland, um die Einwilligung zur Umbelegung der Hauptrolle zu erlangen. Er rief sich selbst in schmerzliches Pathos hinauf, um die schubhüterischen Vorzüge des neuen Stars zu preisen; sie war unverfänglich, arme Nichtskünnerinnen waren alle vor ihr, es sei ein Gewinn für den Film, daß nicht mehr Edrid Alexia die Hauptrolle spielte. Endlich kam die Einwilligung; widerstrebend wurde sie gegeben, das Pathos war verächtlich, ein kariertes Mädel hatte wohl dem Alten den Kopf verdrückt.

Die Probeaufnahmen liefen böse aus, doch der Regisseur fand sie lebendig. Die kleine, Mia Angela nannte sie sich, übertrieb hemmungslos, überdrückte alle Warnungen, hätte sich in keine Szene, spielte Solo, spielte sich, war nur dem einem unwiderstehlich alle Sündenfälle niederrennenden Erbes abget. Vorwürfe warf sie in den Wind.

„Ich habe die geistigen Aufnahmen geliebt, Mia“, sagte Mandelberg. „Es geht nicht so weiter. Die Szenen müssen nochmals gedreht werden. Du wirst uns das ganze Manuskript um. Du lernst den Text nicht. Die Wiederholung kostet Geld, verzeihst du des nicht? Du richtest mich suarunde.“

Mia Angela spielte mit ihrer Keilarte, schob mit ihr die Papiere auf Mandelbergs Tisch durcheinander, leckte sich auf dem Schreibtischrand, kam mit der Gerle in gefährliche Nähe, sie tanzte vor Mandelbergs Augen.

Und ich werde die Szene wieder so spielen. Ich weiß besser, wie sie gespielt werden muß. Euer dummes Manuskript kann mir nichts nützen.“

(Fortsetzung folgt.)